

## BÜCHERBESPRECHUNGEN NOTICES OF BOOKS

MÉMOIRES ARCHÉOLOGIQUES publiés par l'école Française d'Extrême Orient, Tome I. Le temple d'Īśvarapura (Bantāy Srēi, Cambodge) par Louis Finot, H. Parmentier et Victor Goloubew. Paris, van Oest, 1926.

Der erste Band dieser neuen Reihe archäologischer Veröffentlichungen, der École Française d'Extrême Orient enthält eine ganz vortreffliche Bearbeitung des Heiligtums von Īśvarapura oder Bantāy Srēi. Es liegt etwas über zwanzig Kilometer nordöstlich von Angkor Thom und diente in der Hauptsache dem Kulte Śivas, nur nebenher dem Viṣṇus. Die Buddhisten haben ihre Spuren nur in Gestalt von Goldblättchen hinterlassen, welche getriebene Buddhabilder tragen (S. 67). Das Bauwerk wurde erst 1914 entdeckt, bis zum Jahre 1924 war die Aufarbeitung soweit abgeschlossen, daß der stattliche Band vorgelegt werden konnte.

Er zerfällt in einen Textteil und einen Anhang von 72 Tafeln. Von diesen sind 59 ausgezeichnete Wiedergaben von Photographien des Bauwerkes, seines plastischen Schmuckes und der Inschriften. Der Rest der Tafeln enthält Risse Parmentiers und die Zeichnungen seiner Rekonstruktionen.

Dem Text zu den Tafeln ist eine Einführung vorausgeschickt, deren wichtigster Teil die Angaben über die Geschichte der Entdeckung des Baudenkmals und seiner Aufbereitung ist. Daran schließt sich als erster Hauptteil die architektonische Beschreibung des Bauwerkes von Parmentier. Im zweiten Abschnitt seiner Arbeit gibt Parmentier eine Beschreibung des baulichen Schmuckes, soweit dieser seinem Inhalte nach zur Erklärung nicht die Literatur erfordert. Diese Bildwerke aber hat Goloubew im zweiten Hauptteile des Textes (S. 51—67) zusammenfassend behandelt. Die Scheidung läßt sich in derartigen Fällen nie ganz streng durchführen, doch entsteht dem Buche daraus gar kein

Schaden. Im Schlußkapitel seiner Arbeit spricht Parmentier über die Art des Baues, das Ausmaß, in dem Wiederherstellungen am Bau vorgenommen wurden, und er schließt seinen Beitrag mit der Behandlung selbständiger Stücke ab, die gefunden wurden. 13 Abbildungen verdeutlichen seine Ausführungen.

Parmentiers Arbeit ist sauber, besonnen und ehrlich, jede verbleibende Unsicherheit wird sorgfältig namhaft gemacht. Ebenso ist Goloubews Beschreibung des figürlichen und szenenhaften Skulpturenschmuckes liebevoll, genau und zuverlässig.

Den dritten Teil des Textes füllt Finots Arbeit aus. Ihr liegen die gefundenen Inschriften zugrunde. Es werden ihrer im ganzen 11 behandelt, zwei davon stammen aus dem Tempel 487 von Angkor Thom. Sie ergänzen die Inschriften von Bantāy Srēi. Nachdem die Fundstelle der Inschriften in den Ruinen mitgeteilt ist — soweit sie datiert sind, stammen die Inschriften von Īśvarapura aus den Jahren 969 bis 1304 n. Chr., die eine datierte aus Angkor Thom aus dem Jahre 1296(?) — werden sie in Umschrift mitgeteilt und unter Beigabe der nötigen Anmerkungen übersetzt.

Soweit die Inschriften in Khmer abgefaßt sind, bin ich nicht in der Lage, die Bearbeitung zu beurteilen, da ich die Sprache nicht kenne. Die Sanskritinschriften sind in ganzen verläßlich bearbeitet. Ich verstehe ebensowenig wie Finot jede Einzelheit; wenn hier die Erklärung versagt, so liegt das darin begründet, daß unsere Kenntnis geschichtlicher Einzelheiten und Kleinigkeiten nicht ausreicht. Von solchen Stellen abgesehen, darf man vielleicht doch für die eine oder andere Stelle der Inschriften eine leichte Änderung der vorgeschlagenen Übersetzung zu erwägen geben.

Den Vers 1 der ersten mitgeteilten Inschrift (S. 71):

vivicya chedaṃ paśyanti yayor dhyānadṛṣo niśam /  
agnyuṣṇatāvadbhūyāstāṃ śivaśakti śivāya vah//

übersetzt Finot S. 73: „Puissent vous être propices Śiva et sa Śakti, dont les contemplatifs voient sans cesse avec discernement la division, comme celle du feu et de la chaleur!“

Die Stelle dürfte eher aufzufassen sein als: „Wie das Feuer und seine Hitze sollen euch heilsam sein Śiva und seine Śakti.“ Ich möchte aus Gründen der Parallelität doch glauben, daß das Dvandva agnyuṣṇatā im Gen. mit iva stehen müßte, wenn es yayor gleichgeordnet wäre. Auch die Übersetzung der beiden ersten Versviertel würde ich wohl

etwas anders gewendet haben: „deren Verschiedenheit (selbst) die, welche dauernd in versunkenem Denken schauen, (erst) nach angestellter Erwägung erkennen.“

Oder S. 72 Vers x:

sārtheneśvaranāmaiva kṛtsnān asṛṣātāparān/  
yatsvāmitva[īnasan]digdhaṃ khyāpitāṃ bhavacāriṇām//

Die Übersetzung S. 74 lautet: „Lui dont la foule des vivants proclame la souveraineté privilégiée par le nom significatif d'Īśvara (Seigneur), qui n'est point donné à d'autres.“ Dafür möchte ich zunächst mit leichten Abweichungen als Wiedergabe vorschlagen: „dessen Herrsein schon durch den bloßen Namen „Herr“, der seine volle Bedeutung hat, anderen nicht zuteil wird, den Wesen, welche in der Welt wandeln, als über allem Zweifel erhaben verkündet wird.“

Verszeile 13 (S. 72) ist die Form sudhān auffällig, mathitābdhes, das davor steht, ist wohl nicht als Bahuvrīhi („lui qui, battant la mer“) aufzufassen, sondern zu übersetzen: „aus dem Ozean, der gequirlt wurde“.

Es ist zwecklos, sich bei derartigen Belanglosigkeiten irgend länger aufzuhalten, sie fallen der geleisteten Arbeit gegenüber gar nicht ins Gewicht.

Nach der Erklärung der Inschriften werden die geschichtlichen Nachrichten, welche sie über Personen und Bauwerk bieten, systematisch behandelt, die Realien werden besprochen und die Paläographie der Inschriften untersucht. Den Beschluß bildet eine Zusammenfassung, in der die Ergebnisse der Arbeit in das bisherige Wissen eingeordnet werden.

Durch das vorliegende Buch wird unsere Kenntnis des Khmerreiches in mancher Hinsicht erweitert und berichtigt; man kann das Buch nur dankbar willkommen heißen. Friedrich Weller

MÉMOIRES ARCHÉOLOGIQUES publiés par l'école Française d'Extrême Orient, Tome II. Le temple d'Angkor Vat, première partie, l'architecture du monument. Paris, van Oest, 1929.

Das vorliegende Werk über den Tempel von Angkor Vat bringt auf 150 Tafeln sehr gute Wiedergaben der Aufnahmen, welche Goloubew von seinen Expeditionen während der Jahre 1921 und 1923/24 mitgebracht hat. Dem Werke sind zwei Risse der Bauanlage beigegeben, auf denen die Nummern der Tafeln und die Richtung der

Aufnahme sorgfältig eingetragen sind, so daß ein ebenso bequemer wie sicherer Weg zur Orientierung geschaffen ist. Von wenigen Einzelfällen abgesehen, geben die Tafeln keine Aufnahmen von Einzelheiten der Plastik oder des ornamentalen Wandschmucks, sondern sie bringen Ansichten zunächst der ganzen Anlage und späterhin seiner einzelnen Teile. Dank ihrer Güte vermitteln diese Aufnahmen einen unvergeßlichen und machtvollen Eindruck von der architektonischen Pracht des Ganzen und der rührenden Liebe, mit der das Einzelne durchgearbeitet, von dem Reichtum des Schmuckes, der ausgedehnte Flächen belebt. Herausgeber und Verleger dürfen des wärmsten Dankes dafür sicher sein, eine Generalaufnahme von Angkor Vat vorgelegt zu haben, die sich in jedem Betracht sehen lassen kann. Sie hat schon lange gefehlt.

In der Einleitung zu dem Werke berichtet L. Finot kurz und sicher über die Frage, wann Angkor Vat erbaut wurde, des weiteren über die Bedeutung des Namens. Der dritte Absatz des Vorwortes bringt eine dankenswerte Zusammenstellung der geschichtlichen Nachrichten über Angkor Vat für die Zeit vom 13.—18. Jahrhundert. Der vierte Abschnitt stellt sachkundig dar, wie Angkor Vat den Europäern des 19. Jahrhunderts bekannt wurde und das Schlußkapitel ist dann der Geschichte der Restauration des Bauwerkes seit dem Jahre 1907 gewidmet. Es kann keine Frage sein, daß seine Erhaltung den Franzosen zu danken ist, und es ist erfreulich, daß die Früchte ihrer Arbeit nunmehr auch der Allgemeinheit zugänglich werden.

Ein Band, welcher die Beschreibung der veröffentlichten Tafeln des angezeigten Werkes enthält, ist von Finot in Aussicht gestellt, er läßt hoffentlich nicht zu lange auf sich warten.

Friedrich Weller

HELMUTH v. GLASENAPP, *Heilige Stätten Indiens*. Mit 266 Abbildungen. Georg Müller-Verlag, München 1928. Preis RM. 32.— in Ganzleinen gebunden.

v. Glasenapps Buch über die heiligen Stätten Indiens bildet den neuesten Band der Georg Müllerschen Verlagsreihe „Der indische Kulturkreis in Einzeldarstellungen“. Wie alle Teile dieser prächtig ausgestatteten Sammlung wendet sich auch das Glasenappsche Buch an eine größere Lesergemeinde, als die Fachleute sie darstellen.

Eine Einleitung vermittelt dem Leser die allgemeinsten Kenntnisse indischen religiösen Lebens. Darauf werden in geographischer An-

ordnung vom Nordwesten beginnend die einzelnen heiligen Stätten Indiens behandelt. Von jedem Orte werden die am raschesten zu greifenden Nachrichten geschichtlichen, religiösen und legendären Inhalts vermeldet, vom Kultus steht eigentlich wenig im Buche, wofern man wenigstens darunter das Gebrauchtum versteht, durch welches das Verhalten eines religiösen Inders zum Gegenstande seines Glaubens geregelt wird. Allen Nachrichten, die v. Glasenapp verzeichnet, eignet etwas der Charakter des Zufälligen.

Diesen Eindruck habe ich noch stärker beim Bildteile des Buches. Erkennt man doch weder immer klar, in welchem Verbande die Abbildungen zum Texte stehen, noch warum die vorliegende Auswahl getroffen und in der befolgten Anordnung aufgereiht wurde (vgl. z. B. Tafel 13 neben 147). Soweit ich sehe, sind diese trefflich gedruckten Bilder für den Wissenschaftler der wertvollere Teil des Buches. Aber in gar manchem Falle ist die Beschriftung nicht recht zulänglich, wodurch die Bildsammlung leider für den Wissenschaftler an Wert einbüßt. Auf alle Fälle aber wird man v. Glasenapp dafür Dank wissen, daß er wieder etwas aus den reichen Beständen des Berliner Museums für Volkskunde der Allgemeinheit in Abbildungen zugänglich gemacht hat.

Auf ein umfängliches Namenverzeichnis, das dem Buche beigegeben ist, will ich noch aufmerksam machen. Vielleicht läßt sich bei einer Neuauflage ein Sachindex zufügen.

Friedrich Weller

## BÜCHERBESPRECHUNGEN NOTICES OF BOOKS

GEORG SCHURHAMMER, *Das kirchliche Sprachproblem in der japanischen Jesuitenmission des 16. und 17. Jahrhunderts*. Ein Stück Ritenfrage in Japan. Mitt. OAG, Bd. 23, 1928. IX, 137 S., 1 Tafel. Yen 4,50 oder M. 9,—, geb. Yen 6,— oder M. 12,—.

Eine nicht minder für die Geschichts- als für die Sprach- und Religionsforschung Japans sehr belangreiche Quellenuntersuchung über die dort für die christlichen Begriffe angewandten Ausdrücke bietet die neueste Gabe des in verschiedenen Bereichen der Japanologie bereits so verdienstlich bewährten Verfassers dar, dem der Zugang vergönnt ist zu den reichen handschriftlichen Schätzen seines Ordens, dem geheim gehaltenen Jesuitenarchiv. Durch einige bei seinen erfolgreichen Xaverius-Forschungen aufgefundene, bisher unbekannte Schriftstücke gelingt es ihm, auch in diese ziemlich dunkle Frage etwas Licht zu bringen.

Die Arbeit beginnt mit einer Untersuchung, wie die ersten Jesuiten in Japan (seit 1549) die schwierige Sprachenfrage gelöst haben, hauptsächlich die Wiedergabe des christlichen Gottesnamens (S. 3—42). Es unterliegt wohl keinem Zweifel mehr, daß Franz de Xavier selbst, der geheiligte Begründer und begeisterte Apostel der Japan-Mission, die Sprache des Landes nur sehr unvollkommen beherrschte (S. 11). Er war angewiesen, z. B. bei seinem großen japanischen Katechismus (S. 22, 65), auf Übersetzungen des im Kloster zu Goa unterrichteten, von Haus aus aber wohl ziemlich ungebildeten und nicht einmal mit den chinesischen Schriftzeichen vertrauten ersten japanischen Christen Anjirō, dessen Übertragungen ins Japanische heute allerdings leider spurlos verschwunden sind (S. 23). So wird Xavier ahnungslos anfangs zum Verkünder der Anbetung anstatt Gottes des Dainichi der buddhistischen Shingonsekte, ein nicht vor dem zweiten Jahre seines Wirkens in Japan aufgeklärter, verhängnisvoller Irrtum. Erst nach dessen Erkenntnis tritt an Stelle des Wortes Dainichi das lateinische Deus

oder das spanische Dios, und zwar ohne irgendwelche japanische Übertragung (S. 33).

Der 2. Teil (S. 43—90) schildert die etwa die Jahre 1552—1570 umfassenden Bestrebungen, die Verkündung des christlichen Glaubens zu säubern von allen den buddhistischen Vorbildern entnommenen und allmählich als irreführend und verderblich erkannten Ausdrücken. Der Leiter der Sprachreform, der 1552 von Xavier nach Japan gesandte Pater Gago, berichtet 1555 seinen Mitbrüdern in Indien von nicht weniger als „über 50 Worten, die Schaden anrichten können“ (S. 61). Da es damals aber geeignete japanische Ausdrücke nicht gab und bei der völligen Unkenntnis des christlichen Wesens auch wohl noch kaum geben konnte, so halfen sich die Glaubensboten einfach dadurch, daß man auf Übersetzung überhaupt verzichtete und den Japanern die Begriffe in lateinischer oder portugiesischer Sprache lehrte, z. B. „anima“ für Seele anstatt „tamashii“, „paraiso“ für Paradies anstatt „jōdo“ und „infierno“ für Hölle anstatt „jikoku“ (S. 69—75). Seinen Ausführungen kann der Verfasser ein bisher unveröffentlichtes Protokoll über die Disputationen des Paters Torres mit den Buddhisten in Yamaguchi von 1551 (S. 66—67) zugrundelegen, sowie den an Stelle des von Xavier herrührenden Katechismus tretenden, umfangreicheren Abriß der christlichen Glaubenslehre, verfaßt 1556 in Japan in Portugiesisch von dem gelehrten Provinzial und Visitor Melchior Nuñez und ins Japanische übersetzt ohne Anwendung der buddhistischen Ausdrücke (S. 65—66). Sodann wird näher eingegangen auf die beiden Schriftstücke, durch die zum ersten Male in den „Cartas“ von Coimbra 1570, einer der Sammlungen von Jesuitenbriefen, durch Abbildungen dem Abendlande die Kenntnis chinesischer Schriftzeichen vermittelt wurde: ein Brief von Pater Gago vom 23. September 1555 mit den Ideogrammen für Seele, Tier, Sonne, Mond, Himmel und Mensch (S. 62—64) und die in ihrer Deutung arg umstrittene Schenkungs-urkunde von 1552 mit portugiesischer Interlinearübersetzung (S. 75 bis 87). Von den darin vorkommenden Ausdrücken werden jedoch nur drei besprochen, und zwar ganz kurz der Name „Daidōji“ = der Tempel des Großen Weges (S. 81), sodann etwas ausführlicher „Sō“ = Padre oder Pater, eigentlich ein Ausdruck für buddhistische Priester (S. 81—84), und sehr eingehend „Buppō“, die hier für die christliche Religion angewandte Bezeichnung der Lehre Buddhas (S. 85—90). Außer Betracht bleiben leider die anderen, ebenfalls Widerspruch erregenden portugiesischen Wiedergaben wie der angebliche Name

des Daimyō „Daidiquiboçat“, vielleicht ein buddhistischer Ehrenname gleich Daidōji Bosatsu für den Fürsten Yoshinaga Ōuchi, dem Stifter der Urkunde, oder die gänzlich irriige Behauptung in der Vorbemerkung, daß jedes Zeichen der darüber stehenden Übersetzung entspreche.

Der 3. Abschnitt (S. 91—123) wendet sich der Zeit nach dem Tode des mit Xavier nach Japan gekommenen Leiters der Mission Pater Torres (gest. 1570) zu. Sein Nachfolger Cabral setzt an Stelle des den gesteigerten Anforderungen nicht mehr genügenden Katechismus von Nuñez ein vollkommeneres Werk, das mit Hilfe eines gelehrten ehemaligen Buddapriesters ins Japanische übertragen wird; die Zeit, in der es im Gebrauch war, ist die „der Blüte, der Verfolgung und des Unterganges der japanischen Kirche“ (S. 94). Einblick in die Gestaltung der katholischen Ausdrücke der japanischen Sprache in dieser Zeit gewähren christliche (S. 94—110) und heidnische Quellen (S. 110 bis 123). Zu ersteren zählen zwei bisher unveröffentlichte Gebetsproben, und zwar ein japanisches Einleitungsgebet für die Kinder in der Mission von Bungo (S. 94—95) und eine Übersetzung des Vaterunsers (S. 95—96). Sodann sind zu nennen die nur noch in wenigen Stücken als auserlesene Kostbarkeiten einzelner Archive und Bibliotheken Europas erhaltenen Erzeugnisse der 1590 vom Visitor Valignani in Japan begründeten Missionspresse, zum Teil in lateinischer Transkription (S. 97—102), zum Teil in chinesisch-japanischer Schrift gedruckt (S. 103—110), und zwar in „Kanamajiri“, einer weite Verbreitung sichernden Mischschrift aus chinesischem Kursiv und der abgekürzten japanischen Silbenschrift „Hiragana“ (S. 103—104). Diese den Fremden gerade besondere Schwierigkeiten darbietende Schriftart wird veranschaulicht durch das Titelbild, eine photographische Wiedergabe der Adresse eines Originalbriefes des christlichen Daimyō von Bungo an den Jesuitengeneral im Besitz des Ordens. Der Brief ist ein Begleitschreiben des Fürsten vom 11. Januar 1582, das er seinem Gesandten Mancio Ito auf der berühmten Romreise mitgab (S. 133 bis 134). Eine Zusammenstellung der christlichen Worte in jenen Missionsdrucken (S. 106—109) erläutert die damalige Handhabung der Sprachenfrage. Endlich folgt noch eine Wortprobe aus einem handschriftlichen Gebetbuch in japanischer Silbenschrift (Kana). Es wurde erst 1920 entdeckt in einem Dorfe der einst stark bekehrten Provinz Settsu und beschrieben in „Report upon Archaeological Research in the Department of Literature, Kyōto Imperial University, Band 7, 1923, S. 7—10 (S. 109—110, leider ohne Angabe von Ver-

fasser und Titel), einer auch eine ganze Reihe anderer Epoche machender Ausgrabungsberichte neben dem japanischen Original in englischem Auszuge enthaltenden Zeitschrift, die leider bisher (1928) anscheinend noch in keiner deutschen öffentlichen Bibliothek zu haben ist. Aus den heidnischen Quellen werden nachstehende, ebenfalls durch Wortproben veranschaulichte Beispiele der christlich-japanischen Sprache behandelt. 1. Ein hier als „Inquisitionskatechismus“ bezeichnetes, vor etwa 20 Jahren in der Universitätsbibliothek zu Tōkyō aufgefundenes Schriftstück des 19. Jahrhunderts, das neben einer Zusammenstellung christlicher Lehren ein Bilderbuch jener Gegenstände enthält, „an denen Spione einen verkappten katholischen Priester zur Zeit der Verfolgung erkennen konnten, mit einer japanischen Erklärung, deren viele grobe Irrtümer zeigen, daß ihr Verfasser ein Heide war“ (S. 111). 2. „Die Geschichte der Größe und des Verfalls des Klosters der Südbarbaren“ (S. 111—114), eine romanhafte Schilderung des von Nobunaga durch Schenkung des volkstümlich „Nambanji“ = „Tempel der Südbarbaren“ genannten Klosters in der Hauptstadt Kyōto begünstigten Aufblühens der Mission unter dem Jesuitenpater Organtino („Urugan“) und der schließlichen Ausrottung des Christentums in Japan. Die letzte Jahreszahl im Text ist 1638; die Anmerkungen jedoch stammen von etwa 1770. Die 1885 in Tōkyō in einem Sammelwerk gedruckte Schrift wurde bereits 1895 dem Auslande erschlossen durch die auch hier benutzte Übersetzung von A. Milloud in Revue de l'Histoire des Religions. 3. „Das Summarium der Glaubenssätze der Schlechten Religion“ von Sessō Sōai, eine unter einem Decknamen angeblich 1648 entstandene und anscheinend von einem abtrünnig gewordenen katholischen Priester verfaßte Schrift, die als Anhang dem vorhergehenden Werke beigelegt ist (S. 114, 116—119). 4. Das „Seiyō-kibun“ oder Bericht über Westlanddinge (S. 114—123) von dem in Japan sehr geschätzten Staatsmann und Geschichtsschreiber Hakuseki Arai (1656—1725). Dieser war amtlich berufen, den 1708 den letzten, gänzlich vergeblichen Missionsversuch in Japan wagenden sizilianischen Weltpriester Sidotti zu verhören. Das Buch (deutscher Auszug von L. Lönholm in Mitt. OAG, Bd. 6, 1894) bildet den oft recht verworrenen Niederschlag alles dessen, was Arai von dem nach sechsjähriger Haft in Tōkyō gestorbenen Gefangenen über dessen Leben, Lehre und europäische Heimat erfragen konnte.

Der Schluß der verdienstvollen Untersuchung bringt eine Erörterung der Zusammenhänge der in China sich zu dem verhängnis-

vollen langjährigen Ritenstreit entwickelnden Sprachenfrage mit den auf diesem Gebiete in Japan gewonnenen Erfahrungen. Sie knüpft sich hauptsächlich an die Namen der Priester-Sinologen Ricci, Constantio, Longobardi und Vagnoni (S. 125—132). O. Nachod.

KANOKOGI, K., *Der Geist Japans*. Herausgegeben vom Japan-Institut in Berlin. Verlag der „Asia Major“ Dr. Bruno Schindler, Leipzig 1930. XII + 184 S.

Das vorliegende Buch ist aus einer Reihe von Vorträgen und Vorlesungen entstanden, so daß die einzelnen Kapitel eigentlich in sich abgeschlossene Ganze darstellen. Und doch verbindet sie miteinander ein organischer Zusammenhang, der sie zu einem geschlossenen Werk macht.

Um zu den Ausführungen des Verfassers Stellung nehmen zu können, muß man aus der Masse des gebrachten Stoffes die grundlegenden Gedanken herauschälen und in logischer Folge nebeneinander stellen.

In einer längeren Ausführung, die zur methodologischen Begründung der Betrachtungsweise dienen soll, verwirft der Verfasser die systematische Methode, weil mit ihrer Hilfe zwar wohl die Weite, nicht aber die Tiefe der Dinge erfaßt werden könne. Nur wenn man das Werden, das dem Verfasser die Dreieinigkeit des Individuums, des Raumes und der Zeit ist, als generellen Ausgangspunkt der geschichtlichen Betrachtung nehme, könne man wirklich fruchtbare Erkenntnisse gewinnen, denn — hier bezieht sich der Verfasser auf Spranger, dessen Einfluß auch im weiteren Verlauf der Darstellung nicht zu verkennen ist — „das Ganze ist das Erste und die Analyse hat nur Sinn und Geltung, sofern man die gefundenen Elemente und Momente an dem Ganzen denkt“<sup>1</sup>.

Ohne sich auf die Betrachtung des zeitlichen Nacheinanders (Wirth, Volkstum u. Weltmacht) und des Lebensraums (Ratzel, Helmolt) zu beschränken, zieht der Verfasser noch das Moment der Rasse hinzu und baut seine weiteren Ausführungen über das Werden Japans vorwiegend an Hand der von Breysig in seinem klassischen Buch „Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte“ entwickelten Gesichtspunkte auf.

Auf der Suche nach der Gestalt des geschichtlichen Werdens,

<sup>1</sup> Spranger, *Lebensformen*, 1925, S. 12/13.

deren „schöpferischer Urgrund“ dem Verfasser das Leben selbst ist, knüpft er an den bekannten Ausspruch Nietzsches an: „wo ich Lebendiges fand, da fand ich Willen zur Macht“<sup>1</sup> und gelangt auf dem Umweg über Spranger („Es gibt auf Seiten der Macht auch eine Macht der Liebe. . . Und umgekehrt: auf Seiten der Liebe gibt es auch eine Liebe zur Macht“ Lebensformen S. 66) und Breysig, der ja auch mit der These von der Polarität des Machttriebes und des Hingabetriebes operiert, zu der Formulierung: in der Polarität der Macht und der Liebe ist die Urgestalt des Lebens zu erblicken, — einer Formulierung, die auf Japan angewandt sich wie ein roter Faden durch alle Gedankengänge des Verfassers hinzieht.

Soweit die Methodologie der „geschichtsphilosophischen Überlegung.“

Von dem bereits erwähnten „Drei-Komponentenbau des Werdens“ ausgehend, wendet sich der Verfasser zunächst dem Raum zu, sieht in der besonderen Lage des japanischen Inselbogens mit Recht die geopolitische Seinsbasis des japanischen Reiches und gelangt zu der Folgerung, der Charakter und das Gemüt des japanischen Volkes seien sowohl von der „tektonischen Leidenschaftlichkeit“ der „riesigen Naturgewalten, die im Bau und in der Lage des Landeskörpers begründet sind“, als auch von der „aus Licht und Schatten, Hellem und Dunklem zusammengewobenen“ liebreizenden Landschaft geformt worden (S. 42, 43).

Auf Grund von Forschungen japanischer Archäologen, sowie von Angaben der frühen chinesischen Geschichtswerke glaubt der Verfasser die Behauptung aufstellen zu können, daß zum Beginn der christlichen Zeitrechnung „die japanische Rasse schon im großen und ganzen als eine einheitliche Rasse vorhanden“ gewesen sei (S. 49) und daß unter den mehr als 100 Ländern, aus denen das damalige Japan bestand, „die Bewegung zum großen Zusammenschluß erst gegen das Ende des ersten Jahrhunderts einsetzte“ (S. 52).

Die Reichsgründung legt der Verfasser somit in den Zeitraum vom Ende des dritten bis zum Anfang des fünften Jahrhunderts, wobei „formal ist es die Reichsgründung, die der japanischen Mythologie Einheit schafft, aber inhaltlich verleihen umgekehrt die Götter- und Heroensagen der geschichtlichen Tat der Reichsgründung ihren Heiligschein: das Gottgesandtentum“ (S. 69).

<sup>1</sup> *Ges. Werke*, B. VI, S. 167.

Dieser durch Generationen fortdauernde Glaube an das Gottgesandtentum sei es auch, der das lebendige Fortbestehen des Shintoismus sichere. Das Schwergewicht der Idee des Gottgesandtentums, deren Inhalt der Verfasser aus dem bekannten Gebot der Sonnengöttin Amaterasu an ihren Enkel schöpft, habe zunächst auf dem „Herrschen und Regieren des bestimmten Raumes in der unendlichen Zeit“ beruht (S. 103). Aber schon in der Regierungszeit des 14. Kaisers Chūai und vor allem seiner auf ihn gefolgten Gemahlin, der Kaiserin Jingō sieht der Verfasser deutliche Merkmale des auf die Eroberung Koreas gerichteten früh-japanischen Imperialismus (S. 103 ff.)<sup>1</sup>, d. h. eines aus dem „bestimmten Raum“ heraus über das Meer hinübergreifenden Expansionsdranges. Und gerade der Vermittlung dieses Imperialismus schreibt der Verfasser das Eindringen der kontinentalen Kultur und der chinesischen Ideen zu, sowie das allmähliche Entstehen eines starken Interesses für Kunst und Kunstgewerbe. Das Aufkommen einer bis dahin unbekanntenen Genußsucht und einer in Luxus schwelgenden Lebenshaltung führte zu einer Entfaltung des Ästhetischen, das nach Meinung des Verfassers ein essentielles Moment des japanischen Lebens bildete.

Erst der im 6. Jahrhundert nach Japan eingedrungene Buddhismus habe jedoch der japanischen Nation den Weg zu einem höheren geistigen Dasein eröffnet: „die jugendliche japanische Seele warf sich damals voll Feuer und Flamme in die Arme der neuen Religion der Sehnsucht nach Schönheit“ (S. 128). Als aber der japanische Buddhismus auf der Höhe seiner Entfaltung sich aus Übermut in machtpolitische Intrigen einließ, mußte eine gewisse Reaktion eintreten und der Verfasser hat wohl Recht, wenn er in der 794 erfolgten Verlegung der Residenz von Nara nach Kyōto eine „Befreiungstat“ sieht, um „der überwuchernden Macht des Buddhismus zu entgehen“ (S. 9). Nach der Verlegung der Hauptstadt gewinnt der zu sich selbst einkehrende Geist die Überhand und aus seiner Vereinigung mit dem ästhetischen Zug entstand eine von vornehmen Hofdamen geschaffene Literatur.

Erst dem durch Bemühungen und Vorbild solcher Gestalten, wie Hönen, Shinran, Nichiren usw. regenerierten Buddhismus war es beschieden, eine große Bewegung hervorzubringen und jene tief religiöse Innerlichkeit entstehen zu lassen, die im 16. und 17. Jahr-

<sup>1</sup> S. bei Florenz, *Die hist. Quellen d. Shinto-Religion*, 1919, S. 109 ff. Vgl. auch Matsumoto, *Essai de la Mythologie Japonaise*, Paris, S. 99 ff.

hundert den besten Boden für den neuverpflanzten Katholizismus bildete, und nur „die grobe Verständnislosigkeit des Patres“ und „ihre fanatische Intoleranz in dem Lande der traditionellen Toleranz“ verhinderten den endgültigen Sieg des katholischen Christentums in Japan und bewirkten damals seinen Untergang.

Als der Konfuzianismus zum erstenmal (also noch vor dem Buddhismus) nach Japan eindrang, brachte er keine großen Umwälzungen und bewirkte, wie der Verfasser ganz richtig bemerkt, wohl lediglich eine gewisse Milderung der Sitten. Um so größere Geltung gewann der im 17. Jahrhundert auferstandene Neo-Konfuzianismus der Sun-Philosophen, der die Staatsideologie der Tokugawa-Periode prägte. Durch den im Zenismus fußenden Schwertadel unterstützt, bauten die Tokugawa-Shōgun eine zentralisierten, in sich gefestigten Staat auf, bis aus einer inneren Auflehnung gegen die übertriebene Bevormundung durch fremdländische Ideen Gelehrte vom Schlage Mabuchi's, Motoori's und Hirata's das Volk zur Rückkehr zu einer japanisch-nationalen Kultur aufforderten und eine große neue Bewegung ins Leben riefen. Die Restauration von 1868 stellte das Kaiserhaus in seinen geheiligten Rechten wieder her; nachdem der innerlich gefestigte Staat sich den neuen Verhältnissen gemäß umgestellt hatte, fand sich „eine nicht zu verleugnende Tendenz zur Macht, zum Imperialismus“ ein, worin der Verfasser eine schicksalsbestimmende Gesetzmäßigkeit in der Entwicklung des japanischen Geistes erblickt. „Von dem Ideal der Macht ausgehend, über die Ideale der Schönheit, der Heiligkeit, des Guten und der Wahrheit, kehrt er wieder zur Macht zurück“ (S. 184).

Damit wären die wichtigsten Gedanken herausgegriffen, die den eigentlichen Aufbau dieser imponierenden Apologie Japans bilden. Es sind nur die großen Zusammenhänge, die in den Bereich der geschichtsphilosophischen Betrachtung gezogen wurden, und auch sie werden sub specie aeternitatis, losgelöst von der irdischen Wirklichkeit behandelt, als ob der Verfasser eine Berührung seines hehren Schemas mit dem Staub des geschichtlichen Alltags nicht zulassen wollte. Bei voller Würdigung der intuitiven Einfühlung des Verfassers in die gewaltige Masse des spröden und nicht immer durchsichtigen Stoffes, muß doch darauf hingewiesen werden, daß die Hypothesen, deren der Verfasser sich bei seinen Ausführungen bedient, bis zum Schluß doch nur Hypothesen bleiben.

Die stolze, scheinbar harmonisch gefestigte Darstellung ist somit für andere Auffassungen durchaus anfechtbar und bietet nicht

wenige Angriffspunkte. Aber darauf kommt es in diesem Falle gar nicht an!

Was manchem Leser als eine künstliche Konstruktion, als eine übertriebene Idealisierung erscheinen mag, ist dem Verfasser das schlechthin „Wahre“.

„In den grundlegenden Menschheitsfragen ist es viel besser, sofern man es auf die Jahrtausende des Menschenschicksals absieht, ein wenn nicht ganz klar bestimmtes, so doch dem Wahren näheres Bild zu besitzen, als ein scharf bestimmtes, aber doch falsches Bild“ (S. 25)<sup>1</sup> — sagt ja der Verfasser selbst.

Wir haben es also mit einer restlos aufrichtigen, stark subjektiven, von einem fast extatischen Überschwang durchdrungenen Auffassung des Verfassers zu tun, — mit einem Glaubensbekenntnis, dem mit wissenschaftlichen Gegenargumenten nicht beizukommen ist. Die Gesetzmäßigkeit in der Entwicklung des japanischen Geistes hat der Verfasser so aufgezeichnet, wie er sie an sich selbst erlebt hat; diese Ausführungen sind eben seine „Stadien auf dem Lebensweg“.

Dieses bedeutsame zeitgenössische Dokument wird dem zukünftigen Forscher der japanischen Geistesgeschichte von größtem Werte sein.

A. Chanoch.

A. v. LE COQ, *Bilderatlas zur Kunst und Kulturgeschichte Mittelasiens*. Mit 255 Abbildungen. Dietrich Reimer, Ernst Vohsen, Berlin 1925.

Der Bilderatlas zur Kunst und Kulturgeschichte Mittelasiens ist mehr darauf angelegt anzuregen als abschließend zu beweisen: v. le Coq behandelt in diesem Buche nach einer allgemeinen geschichtlichen Einleitung vom stofflichen Besitz der mittelalterlichen zentralasiatischen Kulturvölker Kleidung, Rüstung und Waffen; aus dem geistigen Besitz werden eine Anzahl Vorwürfe der darstellenden Kunst besprochen und aus der Baukunst das Laternendach, der persische Kuppelbau, persische Ornamentik in Tunhwang und das durchbrochene Fenster. An Hand der Formenwandlung wird die Frage nach der Herkunft dieser Gegenstände aufgeworfen und ihre Verbreitung bis in den fernen Osten oder in das europäische Kulturgebiet aufgezeigt.

Die Ergebnisse, zu denen v. le Coq kommt, lassen sich etwa in folgende Sätze zusammenfassen. Kleidung, Rüstung und Hiebaffen

<sup>1</sup> Gesperrt unser.



jener zentralasiatischen Völker sind in der Hauptsache iranischen Ursprungs, bei Schwert und Dolch finden sich daneben nordindische und nordasiatische Waffenformen. Auch bei der Schlagkeule steht eine indische Stockkeule neben der älteren Wurzelkeule. Anders liegen die Dinge bei den Schußwaffen (Bogen, Pfeil und zugehörige Köcher). v. le Coq scheint es, daß vielleicht ein älterer Bogen mit frontaler Besspannung durch den türkischen Bogen, auch im Fernen Osten, verdrängt worden ist. Der unsymmetrische Bogen Japans findet sich auf einem Bild in Tunhwang. Auch beim Pfeil wechseln ältere skythische Spitzenformen mit nordindischen und sibirischen Formen ab. Der Pfeilköcher bleibt vorläufig unbestimmten Ursprungs.

Aus der Betrachtung gewisser Vorwürfe darstellender Kunst ergibt sich v. le Coq als wichtigste allgemeine Erkenntnis, daß hellenistische Formen nicht nur aus Nordindien nach China wanderten, sondern daß antike Ausdrucksmittel der darstellenden Kunst auch auf unmittelbaren Wegen dorthin gekommen sind. v. le Coq spricht im einzelnen über das Füllhorn, die Lokapāla, den chinesischen Drachen, die Ganymedesgruppe, eine Darstellung aus der Chrystophoroslegende, die Erdgöttin, Buddha als Asket, Akrobatinnen, die Nikefiguren, den Schmuck sich kreuzender Ketten, die Windgottheiten, die Technik der Skulptur und den Wandel des Schönheitsideals in der menschlichen Figur, das Kopfhaar, den koreanischen Hund, das Lamm Gottes als Attribut Avalokitesvaras, das Gorgoneion, den Sonnengottwagen, den Drachensarg und die Leichenwickelung.

Bei diesem zweiten Teile des Buches handelt es sich in der Hauptsache um lose Notizen.

Die beigegebenen Bildtafeln sind sorgfältig und genau beschrieben. Schade, daß der Druck immer Geld kostet und die Tafeln deshalb nicht farbig sein können.

Friedrich Weller.

GUSTAV MENSCHING, *Buddhistische Symbolik*. Mit 68 Tafeln. Verlag Leopold Klotz, Gotha.

Das vorliegende Buch Menschings über buddhistische Symbolik bringt zunächst auf S. 1—5 einen kurzen Überblick über die geschichtliche Entwicklung des Buddhismus, daran schließt sich eine Erörterung über den Begriff des Symbols auf S. 6—10. Nach dieser Einleitung wird auf den S. 11—15 von den allgemeinen Symbolen des Buddhismus gesprochen, als da sind: Lebensrad, Gesetzesrad und Weltbild. Auf den folgenden Seiten 16—28 führt der Verfasser Symbole auf, welche

sich auf Buddha und seine Gemeinde beziehen. Es werden namhaft gemacht Symbole für die Empfängnis, die Geburt, den Auszug aus dem Alltagsleben, für die Erleuchtung, die Predigt der Lehre, das Nirvāṇa. Danach werden einige mudrā aufgeführt, und nach Amittābha und einigen damit zusammenhängenden Figuren bespricht der Verfasser Heiligenschein, Schirm, Lotusblume, Körpermerkmale Buddhas, die Versinnbildlichung Buddhas durch die Leere in der ältesten darstellenden Kunst, das Verhältnis von Jünger und Meister. Auf den S. 29—34 folgen Bemerkungen zu den Kultsymbolen, das Feld läßt sich etwa durch die Wörter Anbetung, Altar mit Ausrüstungsgegenständen, Trommel, Glocke, Gebetsmühle, maṇḍala umreißen.

Die S. 35—39 sind der Symbolik des Tempelbaues vorbehalten, es wird hier über den Stūpa nach de Groot's bekannten Buche gesprochen. Über die Symbolik der Bauanlage spricht der Verfasser auf den S. 40—43, wobei die Darlegungen am Bauwerk von Borobudur erläutert werden. Die Schlußseiten (bis S. 45) befassen sich mit der Tiersymbolik. Verzeichnis der Eigennamen, der Literatur zur buddhistischen Symbolik und der gebrachten Abbildungen schließen das Buch ab. Ein Inhaltsverzeichnis ist ebenfalls beigegeben.

Das Buch ist sehr gut ausgestattet und die 68 Tafeln in Schwarz-Weiß-Druck sind sehr gut gedruckt.

Das Buch wendet sich wohl kaum an die Kreise, welche sich wissenschaftlich mit der Erforschung des Buddhismus abgeben. Es stellt sich mir dar als für interessierte Laien geschrieben. Soviel ich sehen kann, fördert es die Erkenntnis nirgends bis vielleicht auf eine beiläufige Notiz über Strömungen, welche dem Mahāyāna als Vorläufern dienten (S. 35). Es erscheint mir auch recht fraglich, ob alle Angaben wirklich so feststehende Tatsachen sind. Ich denke hierbei z. B. an die Mitteilung, daß das Hinayāna der Urbuddhismus und von Buddha gestiftet sei. Man vermißt es, daß so bedeutende Bücher wie die McGovern's, *Manual of Buddhist Philosophy, Introduction to Mahāyāna Buddhism* nicht einmal im Literaturverzeichnis aufgeführt sind. Sie hätten gewiß hier und da eine Angabe vorsichtiger fassen lassen. Von dem angeblich echten Bodhibaum am rechten Gangesufer ist mir nichts bekannt. Der in Buddha Gaya liegt immerhin einigermaßen von dem Ganges entfernt. Aber ich mag mich nicht in Einzelheiten verlieren; soweit ich sehe, wird durch das Buch die wissenschaftliche Erkenntnis der in Frage stehenden Dinge nicht gefördert.

Friedrich Weller.

ERNST WALDSCHMIDT, *Gandhara Kutscha Turfan*. Eine Einführung in die frühmittelalterliche Kunst Zentralasiens. Mit 66 Tafeln und 19 Textabbildungen. Verlag Klinkhardt & Biermann, Leipzig. Preis RM. 4.— geheftet.

Man wird Waldschmidts Büchlein wohl am gerechtesten, wenn man es als eine Einführung in die Ausstellung von Kunstwerken anspricht, welche das Berliner Museum für Völkerkunde aus den Fundstücken der vier deutschen Turfanexpeditionen veranstaltet. Dieser Zweck wird m. E. von Waldschmidts Buch voll erfüllt. Auch über diese engere Absicht hinaus kann man das Büchlein als eine allgemeine Einführung in die Geschichte der religiösen Kunst des mittelalterlichen Zentralasiens nur freudig begrüßen und empfehlen. Die Darstellung ist lebendig und anregend, der Stoff mit Geschick behandelt, die Gegenstände der Kunst sind mit Wärme und Feinsinn aufgenommen.

Für den Fachwissenschaftler bietet das Buch nur in Einzelheiten Neues. Ein Index wäre erwünscht. Friedrich Weller

KÜMMEL, O., *Die Kunst Chinas, Japans und Koreas*. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Potsdam 1929.

Das Buch ist ein Band der Handbücher der Kunstwissenschaften und hatte sich deshalb den Formen anzupassen, welche der Verlag für diese Veröffentlichung vorgesehen hatte. Wie K. sehr richtig sagt, war es eine beinahe unmögliche Aufgabe, die „reiche, vielgestaltige, fremdartige und durchaus unerforschte Welt der ostasiatischen Kunst“ auf den wenigen Seiten zu schildern, die zur Verfügung gestanden haben. Die Art, wie er sie gelöst hat, darf vom Standpunkte der Kunstwissenschaft als glücklich bezeichnet werden.

In einem umfangreichen Literaturverzeichnis, wie es bisher in keinem Werke, das sich mit ostasiatischer Kunst beschäftigt, vorhanden war, hat er sich ein ruhmvolles Denkmal gesetzt, das alle etwaigen Mängel nicht auszulöschen vermögen. Wir wollen die letzteren deshalb auch übergehen, um nicht in den Fehler zu verfallen, jene billige Kritik zu üben, die den Schreiber mit der Gloriole des Besserwissens umkleidet, und die leider, meistens in sarkastischer Form, ein unentbehrliches Requisit deutscher ostasiatischer Bücherbesprechungen geworden zu sein scheint.

Mit apodiktischer Bestimmtheit, mit einem gewissen Humor, mit einer erfrischenden Neuheit im Vergleich zu den Ansichten, die er

früher gehegt, ohne die Worte auf die Wagschale zu legen, spielt er, einem Virtuosen gleich, wie es ihm gerade beliebt, seine Melodien, schwere meistens und, so scheint es, fast mehr zum eigenen Vergnügen, als mit Rücksicht auf den Grad des Wissens des Publikums, das aus dem Handbuch der Kunstwissenschaften seine Belehrung schöpft.

So rollen in China, auf 98 Seiten, Chou, Ch'in, Han, die drei Reiche und die Tsin, Nord-Wei, Sui und T'ang, die fünf Dynastien und Sung, Yüan, Ming und Ch'ing dahin und flüchtiger noch folgen ihnen Japan auf 82 und Korea auf leider nur 4 Seiten.

Japanisch beeinflußt, wie es die Lehrzeit Kümmeles gewesen, geht ihm die Begeisterung für seinen alten Lehrmeister gelegentlich noch einmal durch. Wenn er z. B. auf Seite 117 die Trinität des Kondo, das erhabendste Werk der ganzen ostasiatischen Plastik nennt, wenn er meint, daß die Rollen aus dem Novellenkranz des Genji-Monogatari in farbiger Schönheit in der Malerei der ganzen Welt kaum ihres gleichen haben oder wenn Jöhö der buddhistischen Götterwelt Japans „die entgültige japanische Form gibt, jene reine Schönheit, die von plumperen Bildungen Südasiens und Chinas nie erreicht wird“.

Und der koreanische Bodhisattva in Horyuji oder der sogenannte Kapila in Amaradhapura? Er sagt (S. 120), daß wir nur widerwillig werden zuzugeben haben, daß die Japaner nicht immer die skeptischen Nachahmer der Chinesen geblieben sind, die sie einst waren und als die sie augenblicklich in Europa gelten. Warum widerwillig? Im Gegenteil, wir freuen uns, wenn es einem Volke gelungen ist, das andere auf dem Gebiete der Kunst zu übertreffen, wie ja längst anerkannt ist, auch in Europa, daß Japan in der Entwicklung des Goldlacks, der Metallarbeiten, der Holzbehandlung und der Schwerter weder in China noch sonst in der Welt seinesgleichen gefunden hat.

Als K. die Töpferei streift, meint er, es sehe so aus, als wenn die Japaner bis zum 13. Jahrhundert sich mit einer höchst primitiven unglasierten Töpferei begnügt hätten — eine sehr angreifbare These, wenn man bedenkt, daß einige der glasierten Töpfereien des Shosoin ja doch höchstwahrscheinlich japanische Nachahmungen der chinesischen sind, und daß die Kunstfertigkeiten der dem 13. Jahrhundert vorausgehenden Zeiten auf vielen anderen Gebieten bereits einen sehr hohen Grad erreicht hatten.

Natürlich wird die Zerstörung der chinesischen Kunst dick unterstrichen; nur Kopien sind übrig geblieben, „absurde Fabrikrepliken“.

„Die Schätze des Kaiserhauses machen keine Ausnahme, im Gegenteil“ (S. 66) — nun, der Londoner Kukaishi, der doch wohl eine ganz annehmbare Sung-Kopie ist, stammt aus dem Peking der Boxerplünderung — „Loot“. Damals also gab es mindestens noch gute Bilder in den Kaiserpalästen. Es ist in diesem Zusammenhang interessant, daß gerade in den letzten Jahren sehr bemerkenswerte Bilder von China nach Japan kommen.

Auch Ch'ai Yao, das seladonartige Steinzeug von der Farbe des Blau des Himmels hinter zerrissenen Regenwolken ist glücklicherweise nicht „schon in der Mingzeit verschwunden“, wie die Chinesen glaubten, sondern noch mindestens in zwei Stücken vorhanden, daß eine, Ming-Katalogmäßig beglaubigt, in der Sammlung Chan T'ang.

Einige tatsächliche Angaben wollen wir richtig stellen:

Die Buddha-Trinität der Pagode des Pao-Ch'ing-Ssu in Si-an-fu befindet sich in der Sammlung des Marquis Hosokawa (nicht im Besitz des Herrn Hayashi, S. 48).

„Die Geräte des Shosoin, zu denen die Funde der letzten Jahre in China die chinesischen Parallelen geliefert haben, die meisten allerdings in allen Stadien der Zerstörung, sind herrlich, wie am ersten Tag“ (S. 56). Leider ist dem nicht so. Die Werke im Shosoin sind immer und immer wieder ausgebessert worden, einige sogar, wie die Mehrzahl der eingelegten Spiegel, die gestohlen und zerschlagen waren und die wieder aufgefunden wurden, in sehr erheblichem Maße.

In den Berichtigungen ist zu ergänzen: Farbtafel 6 anstatt 5 auf Seite 79.

E. A. Voretzsch.

HARTMUT PIPER, *Der gesetzmäßige Lebenslauf der Völker Chinas und Japans*. XV u. 110 Seiten. Gr. 8°. Kart. RM 3,50. Theodor Weicher, Leipzig 1929.

Das Buch will eine Lebensgeschichte der ostasiatischen Kulturwelt sein und völkerbiologisch die chinesische und japanische Geschichte deuten. Es will gleichzeitig eine Einführung in die chinesische und japanische Geschichte sein und zwar die kürzeste und umfassendste, die übersichtlichste und anschaulichste.

Um gleich auf das Letztere einzugehen, so durchläuft der Verfasser in einem solchen Geschwindschritt die Geschichten der beiden Länder, zieht so kühne Vergleiche und fällt so kühne Urteile, daß dem Leser nur geraten werden kann, sich vorerst einen gründlichen Überblick über asiatische und insbesondere chinesische und japanische

Geschichte zu verschaffen, welche ihn in den Stand setzt, die interessanten Schlußfolgerungen des Verfassers auch kritisch zu bewerten.

Wenn dieser z. B. sagt (S. 87/88), daß Japan mit beispielloser Geschmeidigkeit sich nach jahrhundertelanger strengster Abschließung weit der europäischen Kultursaat öffnet, wenn er den Kaiser Mutsuhito einen japanischen Augustus nennt und ihn mit Shi-huang-ti vergleicht, so entspricht dies weder den Tatsachen, noch wird es den Absichten des Volkes oder seiner Führer gerecht.

Eingestellt auf eine völkerbiologische Betrachtungsweise unterwirft der Verfasser seinen Auffassungen die Geschichte der genannten Länder.

Am schnellsten orientiert der Anhang des Buches, „Der gesetzmäßige Lebenslauf der Völker Europas“ mit seinen Ausführungen über eine patriarchalische Monarchie der Kindheit, der Aristokratie der Jugend, dem Absolutismus der Frühreife, dem Konstitutionalismus der Vollreife, dem Imperialismus der Spätreife, dem Zäsarismus des Alters und dem Marasmus des Greisentums über das, was der Verfasser in der Geschichte Chinas und Japans uns zeigen will. Kein Wunder, wenn er bei dem gewaltigen Material, das die Geschichte der beiden Länder bietet, in einzelnen Ereignissen die notwendige Begründung zur Unterstützung seiner Lehre findet: „Zu der Altersrenaissance rafft sich China eben jetzt wie das beweglichere Japan schon vor einem halben Jahrhundert mit aller Entschlossenheit auf, seitdem es die Unumgänglichkeit entsprechender Reformen . . . gelernt hat . . . Die Modernisierung und Industrialisierung muß jedoch, besonders auch durch ihre Überstürzung, schließlich auch jene gesunde Fortpflanzungs- und Regenerationsfähigkeit Chinas zerstören. Nach einer weiteren Reihe von Jahrhunderten wird daher auch wieder eine totale senile Erschöpfung und der Greisentod über die moderne chinesische Kultur wie wohl einige Jahrhunderte später auch über die europäische in einer neuen Völkerwanderung hereinbrechen“ (S. 15).

Die Erfahrung lehrt, daß Prophezeiungen für die allernächsten Dezennien sehr viel schwieriger sind als solche „für eine Reihe von Jahrhunderten und einige Jahrhunderte später“. E. A. V.

HERMANN GOETZ, *Bilderatlas zur Kulturgeschichte Indiens in der Großmogulzeit*. Dietrich Reimer, Ernst Vohsen, Berlin 1930.

Das Buch will, in der Hauptsache auf Grund der indischen Miniaturmalerei, die materielle Großmogul-Kultur des Alltags, ihre

Wurzeln, Schichten, Wandlungen und Beziehungen zu anderen Völkern darstellen. Aus dem ungeheuren Gebiet der indischen Geschichte und Kultur hat der Verfasser sich gerade die Moghul-Kultur zum Ausgang für die Erforschung der von ihm umrissenen Probleme gewählt, weil die Moghul-Kultur der letzte große Amalgamierungsprozeß zwischen Hindu- und Muhammedanertum in Indien gewesen ist, „an der Schwelle unserer Zeit, hinüberleitend zur Reiseliteratur und modernen indischen Forschung, zugleich am Ausgange jenes Mittelalters, da sich Hindus und Muslims unter den Pathan-Herrschern noch mehr oder minder feindlich gegenüberstanden und beide ihren ursprünglichen Charakter noch verhältnismäßig rein bewahrt hatten“.

Von den Kulturgütern des täglichen Lebens bringt der Verfasser die Kleidung, Stoffe und Stoffmuster, das zum Kostüm gehörige Kleingerät, wie Gürteltaschen, Stöcke, Szepter, Schirme und Fächer und Wedel, das Mobiliar vom Bett bis zum Koranständler, Bodenbelag, Teppiche, Matten, Wandbehänge und Kissen, die Geräte für Beleuchtung, Heizung und Räucherung, Fackeln, Windlichter und Räucherampeln, Gefäße aus Metall, Glas, Ton, Porzellan und Leder, das große Gebiet der Zelte, Hütten und Häuser und schließlich die Gartenanlagen und Bauten am und im Wasser, kurzum Gebiete, die dank der mit emsigen Fleiße zusammengestellten Arbeit, ein ausgezeichnetes Bild von Land und Leuten zu geben geeignet sind und wohl jedem Leser, mag er auch noch so beschlagen sein, etwas neues bringen.

Die kulturgeschichtlichen Brücken, die der Verfasser an der Hand des besprochenen Geräts zu anderen Zeiten und anderen Ländern schlägt, machen einen Stoff unterhaltsam, der infolge der relativen Bedeutungslosigkeit vieler seiner Gegenstände manchen an ihm vorübergehen lassen würde.

Eine große Anzahl von Abbildungen — 135 — liefern, manchmal allerdings in allzustarker Verkleinerung, das Anschauungsmaterial, das sich in häusliches Leben, Gartenanlagen, Spiel und Sport, Jagd; Feste, Hochzeit, Liebesleben, Tod, Begräbnis, Hof- und öffentliches Leben, Verbrechen und Krieg, Volks- und religiöses Leben, in Wissenschaft und Kunst teilt.

Mit großer Sorgfalt sind Formen und Kulturzusammenhänge zusammengesucht und vorgetragen, die eine bemerkenswerte Bereicherung unserer Kenntnisse über Indien und seine Kulturäußerungen bedeuten.

Ist somit das Buch nicht nur für den Forscher bestimmt, sondern auch für weitere Kreise als Belehrung gedacht, so muß umsomehr die Wiedergabe pornographischer Abbildungen Wunder nehmen, wie Tafel 16 und 17 sie bringen. Solche Wiedergaben sind weder bisher bei der Abwandlung der Kulturgeschichte anderer Völker üblich gewesen noch bilden sie eine Notwendigkeit.

Es wird sicher kaum einer Anregung der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft oder der Bayrischen Akademie der Wissenschaften, welche der Vorrede zufolge dem Verfasser die langjährige mühsame Arbeit ermöglicht haben, bedürfen, um eine neue Auflage des Buches so zu gestalten, daß es auch der Jugend unbedenklich in die Hand gegeben werden kann.

E. A. V.

GEORG SCHURHAMMER S. J., *Die Disputationen des P. Cosme de Torres S. J. mit den Buddhisten in Yamaguchi im Jahre 1551*. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Band XXIV, Teil A, Tokyo 1929.

Der durch seine, namentlich Japan betreffenden, aber auch Ceylon behandelnden Schriften bekannte ausgezeichnete Xaverius-Forscher Pater Georg Schurhammer S. J. hat mit dem vorliegenden Buch nicht nur die Reihe seiner Veröffentlichungen, sondern auch die der „Mitteilungen“ der O.A.G. um einen ausgezeichneten Beitrag bereichert. Auf wenig über 100 Seiten gibt er eine Schilderung des geschichtlichen Hintergrunds, biographische und bibliographische Angaben; einen Überblick über die Torres-Disputationen in der bisherigen Literatur und läßt dem in deutscher, kommentierter Übersetzung folgen die drei Torres-Briefe und den hier zum erstenmal erscheinenden Fernandez-Brief vom 20. Oktober 1551.

Sehr dankenswerterweise gibt er im Anhang den Fernandez- und den ersten Torres-Brief im spanischen Originaltext, wodurch seine Arbeit höchste Authentizität gewinnt.

Zu S. 72 Anm. 4: „... die vier Elemente und die Form, die sie ‚Ku‘ nennen“, sei bemerkt, daß es sich dabei um „die fünf Elemente“ nach der Lehre der buddhistischen Mikkyō 密教 in Japan handelt. Die sog. Shidai 四大, nämlich Erde, Wasser, Feuer, Luft 地水火風 (ji, sui, kua, fū), zu denen als fünftes das kūdai 空大 hinzukommt, was man mit „absolute Leere“ oder „Äther“ übersetzt hat; s. Eitel,

S. 164 s. v. *Sūnya (Sūnyatā)*. Die 18 Arten derselben *Aṣṭādaśa sūnyatāh*, s. *Bukkyō jiten* p. 590. Das von Schurhammer S. 67 erwähnte *Daichigikū* 第一義空 ist gleich *Nehan* 涅槃 (s. S. 66, Anm. 3) und das erste dieser 18. Im *Daichidoron* hat Nāgārjuna seine berühmte Lehre über die Leere niedergelegt (s. Nanjio 1169: *Mahāprajñāpāramitā śāstra*). — S. dazu auch Coates-Ishizuka, *Hōnen*, S. 361. —

(Vgl. meine Besprechung von G. Schurhammer und E. A. Voretzsch: L. Frois, *Die Geschichte Japans*, in *OLZ* 1928, Nr. 2.)

F. M. Trautz.

ALL MANUSCRIPTS AND BOOKS TO BE  
REVIEWED SHOULD BE ADDRESSED TO THE  
EDITORS OF THE *ASIA MAJOR*,  
55, FOCKESTRASSE, LEIPZIG S 3.

ALLE MANUSKRIPTE UND BE-  
SPRECHUNGSEXEMPLARE SIND  
AN DIE HERAUSGEBER DER *ASIA MAJOR*,  
LEIPZIG S 3, FOCKESTRASSE 55, EINZUSENDEN.

# REVUE des ARTS ASIATIQUES

paraissant 4 fois par an

Comité de Patronage:

M. SENART †

MM. DUSSAUD, R. KOEHLIN, H. MASPERO,  
A. MORET

L'ECOLE FRANÇAISE D'EXTREME-ORIENT  
L'ASSOCIATION FRANÇAISE DES AMIS DE  
L'ORIENT

Comité de Rédaction:

M. Paul PELLIOU, Président

MM. BACOT, G. CONTENAU, S. ELISSEEV, Louis  
FINOT, A. FOUCHER, V. GOLOUBEV,  
R. GROUSSET, J. HACKIN, Sylvain LEVI,  
J. PRZYLUKI, Georges SALLES

M. Jean BUHOT, Secrétaire de Rédaction

Rédaction et Administration aux  
Editions G. Van Oest  
3 et 5, rue du Petit-Pont, PARIS, Ve.

PRIX:

FRANCE ET COLONIES

ETRANGER

Abonnement (4 numéros) 90 Frs. Abonnement (4 numéros) 120 Frs.

Le numéro . . . . . 24 Frs. Le numéro . . . . . 30 Frs.